

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Werdergasse 1.
Verlag: Druckerei v. W. G. Schmidt & Co. Leipzig
Telephon-Nr. 1702, West 1.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktions-Kanzlei, 45.
Bismarckstr. 12-13 im Mittel-
teil Leipzig, Nr. 5048.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich 12mal; Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 60 Pf., Bismarckstr. 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M., 50 Pf.
Nr. 15. Dresden, Donnerstag den 19. Januar 1893. 4. Jahrg.

Deutscher Reichstag.

22. Sitzung vom 18. Januar, 1. Uhr.
Auf der Tagesordnung steht die erste Lesung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Reichsgesetzes über die Besteuerung des Branntweins vom 24. Juni 1887.

Abg. Siegle (nackl.): Ein Bedenken haben wir gegen die Vorlage, welches nicht in ihr selbst, sondern in der Mittelverlage liegt, zu deren Deckung sie bestimmt ist. Die Branntweinsteuer würde dahin führen, daß die Konsumenten alles tragen, während die großen Brennereien gar nichts an der Staatskasse abgeben. Deshalb kann ich nicht für diese Vorlage stimmen.

Abg. Witte (dir.): Die Branntweinsteuer von 1887 hat durchaus nicht genügt auf die Lage des Brennereigewerbes zu wirken. (Hört! redet.) Allerdings sind 40 Millionen anfallend in den Reichskassen, in die Taschen der Brenner. Aber daß der Aufwand, wie er heute ist, daraus nicht allgemein befreit, beweist der Umstand, daß viele Brenner sagen: Licht und in Ruhe, wenn ihr schon den Alkohol branntweinen wollt, so laßt eine Weinsteuer oder eine erhöhte Biersteuer, und wenn das nicht läuft, eine Weizensteuer. Es ist nicht länger möglich, daß die landwirtschaftlichen Brenner sich von dem gesamten deutschen Volk 40 Millionen geben lassen. Der Tag muß fester kommen, wo man auch im Brennereigewerbe wieder zu gesunden Grundlagen kommt. (Beifall.)

Abg. v. Gager (A.): Die Branntweinsteuer ist eine Vorkriegssteuer, die heute gar nicht, sondern der Konsum, (Lachen links.) Und Sie nur, aber ich Sie nicht anerkennen. Der Ertrag ist etwas mehr, die Industrie aber, die den Branntwein zu gewerblichen Zwecken braucht, zahlt weniger. Herr Witte hat ja schon anerkannt, daß von einem Millionen-ertrag gar nicht mehr die Rede sein kann. Durch die Besteuerung der Doffener würde aber eine große Anzahl von Anlagen geschlossen werden, so daß ich Sie nur bitten kann, die Vorlage möglichst unvorteilhaft anzunehmen.

Abg. v. Gager (A.) beantragt ebenfalls die Besetzung der Vorlage an die Mittelverlage.

Abg. v. Gager (A.): Die Branntweinsteuer ist ein Agitationsmittel für uns, als die Branntweinsteuer. Der v. Stumm und die Branntweinsteuer sind unsere besten Agitatoren. (Beifall.) Der Konsum an Branntwein geht durch eine Erhöhung der Steuer nicht zurück, sonst müßte Ausland mit seiner nächsten Spiritussteuer das Geschäft vom Welt sein. Was den amtlichen Handel, der bisher angeführt worden, um den Rückgang des Konsums an Branntwein

zu beweisen, beweisen Sie nicht. Denn im Jahre 1887 waren so bedeutende Läger von Spiritus vorhanden, daß nach die ins vorige Jahr hinein der Branntwein verlegt wurde. Der Konsum an Branntwein ist in Deutschland seit 1887 nicht zurückgegangen. Die 100 Millionen, welche auf Grund derselben bisher vom Volke gezahlt wurden, haben in der Hauptsache die Branntweinsteuern und die armen Arbeiter bezahlt. Allerdings kann sich der Arbeiter vor dem indirekten Steuern schützen, indem er entsprechend weniger konsumiert; aber ein Arbeiter, der in Brot und Rölle arbeitet, kann den Schnaps nicht entbehren. So gen Sie (nach rechts) denn dafür, daß ein solcher Arbeiter ein irgendeine geschäftliche Erbschaft vorfindet und etwas Wärmendes bekommt? Nein! (Widerstand rechts.) In Thüringen und Sachsen können Sie das beobachten. So weit sind die Stügen anderer Gesellschaften heruntergekommen, daß sie sich auf das Delirium des trunkenen Mannes stützen müssen. Sie haben sich auf den Sauf, auf den Wuchstum an Alkohol. Alle Bedenken werden durch Rölle geschlagen, und wer noch nichts hat, kratzt die Hand vor und sagt: Schnaps mir noch! Der kleine Landwirt wird dadurch gegen die Konkurrenz durch den großen Agrarier, der seine Brennerei durch den großen nicht geschlagen. Die Vorlage beschneidet in seiner Weise eine höhere Besteuerung der großen Brennereien, obwohl 80 Proz. der gesamten Produktion in den Händen derselben sind. Sorgen Sie für eine Hebung des allgemeinen Wohlstandes, dann wird Allen geholfen sein. Durch die bisherige Erhöhung wird aber der Konsum immer mehr zurückgedrängt. Wir beantragen, daß die gesamte Branntweinproduktion ausnahmslos wird und das Reich sich andere Einnahmequellen erschafft. Bei allen Dingen schädigt das wenig die Arbeiter, welche mit dem arbeitslosen Spiritus arbeiten. Dieser macht die Arbeiter krank, wie man schon längst erkannt hat. Aber die Chemie kann noch kein unerschöpfliches Mittel der Desinfektion, und für das vernünftige Mittel zur Abhilfe, die Abhebung der bisherigen Besteuerung, sind Sie nicht zu haben.

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 18. Januar.

In der Budgetkommission des Reichstags beantragte der nationalliberale Abg. Vahl eine Resolution, in welcher für Post- und Telegraphenbeamte die Einführung des Systems der Dienstalterszulagen gefordert wird.

Abg. Singer (Soz.): Begrüßt die Resolution mit großer Freude. Es sei wünschenswert, daß die niederen Beamten eine Verbesserung erfahren. Die Postbeamten müßten mit den anderen Staatsbeamten gleichgestellt werden. Keine andere Behörde habe so niedrige Anfangsgehälter, wie die Post, z. B. die Landbriefträger. Innerhalb der Post- oder der Beamten mehr als bei anderen Behörden verlangt und die Kräfte der Beamten würden schneller verbraucht. Mit der Durchführung der Resolution werde viel Unzufriedenheit beseitigt werden. Die Ober-Postverwaltung habe mit der Bewilligung der großen Postsummen eine solche Macht über die Beamten gewonnen, daß die Gefahr vorliegt, daß die Zulagen oft nach Gunst erfolgen. Das ist der Beamten unwürdig. Der

Beamte muß wissen, wann er Zulage zu erhalten hat.

Dr. v. Stephan erklärt, die Postverwaltung habe sich rechtlich Mühe gegeben und werde es weiter thun, um den richtigen Weg zu finden. Willkür könne sie nicht. Anders würde er sich nicht 25 Jahre lang in seiner Stellung erhalten haben. Die Post ist vielmehr die einzige Behörde, welche Vorrechte für ihre Beamten erlangt hat. Gerechtigkeit (!), Milde (!) und Wohlwollen sind unsere Grundzüge.

Abg. Singer (Soz.): In der Postverwaltung herrsche Despotismus, verfehlt mit einzelnen wohlwollenden Instanzen. Dr. Stephan von heute ist ein anderer als der vor zehn Jahren. Die Klasse der Postbeamten für die andauernde Unzufriedenheit, der man vorbeugen müsse, auch wenn man die Unzufriedenheit als Fehler des Fortschritts ansieht.

Dr. v. Stephan: Herr Singer habe keinen Beweis für seine Behauptungen. Der Alte sei er allerdings nicht mehr. Auch Herr Singer werde hoffentlich nicht immer derselbe bleiben. Er schlage ihm ein Gehörgericht in dem Sinne vor, daß Herr Singer mit ihm sämtliche Beschwerden unter Peitzung der Beschwerdeführer prüfe. Sei Murett geschrien, so werde Remedur geschaffen werden.

Die Kommission nimmt darauf einstimmig folgende Resolution an: Das System der Dienstalterszulagen bei der Post und Telegraphenverwaltung durchzuführen, ohne die Interessen der Beamten zu schädigen.

Die Schtheit der Weisenfondszulagen läßt nach einem Schreiben des Hauptmanns Müller an die „Frankf. Ztg.“ keinen Zweifel mehr offen. Mein Bedenken, schreibt Müller, das ich in Sachen der Weisenfondszulagen hatte, zerfiel mein Gedächtnis durch ein Schreiben vom 14. Aug. 1891, worin er die unbedingte Gerechtigkeit jener Zulagen versicherte. „In der Regel“, hieß es darin, sind vorbereitete Formulare verwendet worden, auf welche offenbar erst die Summe eingetragen wurde, hierauf teilte der Empfänger und dann erst wurde allem Ansehe nach an letzter Stelle ein kurzer, auf den Konto selbst bezüglicher Bemerkung gemacht.“

Als den letzten Hintermann habe sein Gewächsmann einen diegenannten Würdenträger im Staate genannt. Müller erzählt weiter, daß ihm Herr v. Bülow, als er sich demselben erbotene habe, die Zulagen zu verbrennen, ihm sein Vertrauen versichernd, wörtlich gesagt habe: „Das ist der wahre und die Patriotismus.“

Er selbst begann von meiner Rehabilitierung zu sprechen, betonte, wie sein Einbruch ein günstiger gewesen, wie aber für den Fall seiner Befürwortung eines gewissen Antrages in dieser Richtung die Regierung fragen würde: „Was hat denn Haupt-

mann Müller geliefert?“ Allein ich mußte mich mit dem Vertrauen seiner Erzählung begnügen, denn mehr, als mir mein Ehrenwort gestattet, konnte ich weder „liefern“ noch zeigen. Dies anerkannte der Herr Gesandte auch sofort und sagte ausdrücklich, daß er mir keineswegs die Rolle eines Verräters zumuten wolle. Ich habe diesen Standpunkt auch in einem längeren Schreiben dem Herrn Reichskanzler gegenüber ausdrücklich betont.

Auf der erfolgten Verbrennung ergehen manche Stimmen einen Vorwurf gegen mich. Aber ich habe auch hier im außerordentlichen Einverständnis mit dem Herrn Gesandten gehandelt, indem auf Bedenken, welche ich in der Nachmittags-Unterragung in dieser Richtung äußerte, es nicht doch besser sei, die Papiere dem Eigentümer wieder zurückzugeben, Herr v. Bülow wörtlich sagte: „Nein, nein, verbrennen, verbrennen!“ Auch der Kanzleibeamte versicherte mich nach meiner Unterragung mit ihm in Jülich nochmals seiner Dankbarkeit.

Auf die Befürchtung des Herrn Lunge, es könnten möglicherweise veränderliche Stimmen sich gegen ihn erheben, er habe die Inhabierung der Veröffentlichung mit Rücksicht auf Vorbereitungen veranlassen, erklärte der Herr Gesandte: „Ich werde in solchem Falle einen Brief an Sie schreiben, worin ich das zurückweise.“

Unter diesen Umständen muß ich es einer gerechten öffentlichen Meinung überlassen, zu entscheiden, ob nicht die Darstellung im „Reichsanzeiger“ eine einseitige sei. Ich darf wohl auch darauf verzichten, Angriffe und Unterstellungen mancher Blätter zu beachten. . . . Wie aus dem „Reichsanzeiger“ zu ersehen, wie die Regierung Herrn v. Bülow an, auf diese Frage nicht weiter einzugehen, — aber erst nachdem sie mußte, daß die Belege verbrannt waren.

Was seit der Inhabierung der Broschüre geschehen ist — die angebliche Auebietung in Paris, das angebliche Angebot von Zulagen in Einnahmen oder anderem und die Veröffentlichung im „Vorwärts“ geschah ohne unser Wissen und Willen. . . . Die Veröffentlichung im „Vorwärts“ hat uns ebenso wie alle Welt überrascht und bestürzt.

Ich habe keinen Grund, in die Aufrichtigkeit meines Gewächsmannes Zweifel zu setzen. Niegt eine Dürpierung vor, so kann auch mein Berliner Gewächsmann nur als Opfer bezeichnet werden.

Im Wahlkreise Meißn-Goldberg-Gayman, wo am 20. Februar die Reichstagswahl stattfanden wird, hat der Wahlkampf begonnen mit der Verzichtleistung des freisinnigen Kandidaten Herrn Stadtrat Weder aus Borsdorf. Dieser Herr hat sich aufstellen lassen, ist in die Agitation eingetreten, diese jedoch wurde ihm durch die antisemitische Gegenagitation er-

Feuilleton.

Aus der Werkstatt der Kunst. Roman von Emile Zola. (Fortsetzung.)

Wie oft vermuldete er in seiner Zeit in Claudius den großen Mann, dessen Genie weit das Talent der Anderen überstieg. Welche mögliche Pläne hatten die Brust des Freundes bewegt, von wie gewaltigen Bildern hatte er geträumt; wie hatte er gekämpft, gearbeitet, harte zehn Stunden Tag für Tag, sein ganzes Ich seiner Kunst geweiht! Und jetzt, nach zwanzig Jahren dieser leidenschaftlichen Ringens, als Resultat dieses arme kleine Bildchen, ungeschult, ungekannt, ausgelegt wie eine Pestleiche! So viel Hoffnung, so viel Arbeit, so viel Mühe und Roth, ein ganzes Leben in martervollen Wehen verungen, um das, das zu erschaffen!

Sandoy ergriff den Freund am Arme; seine Stimme zitterte vor Bewegung, als er ihn fragte: „Du bist doch gekommen? Warum hast Du mich nicht abholen wollen?“

Der Maler entschuldigte sich nicht einmal, eine müde Stumpfheit schien ihn zu lähmen.

„Also, bleib nicht hier stehen, es ist zwölf Uhr vorüber, komm mit mir frühstücken! Bekannte erwarten mich bei Deyouy; es sind mögen sie warten! Voh und zum Buffet hinzugehen, das wird uns frisch und jung machen, nicht, Alter?“

Er zog ihn mit sich fort, hielt ihn eng an seine Seite gepreßt, versuchte ihn zu erwidern, wollte ihn aus seinem brütenden Schweigen reissen:

„Hör mal, hör mal, sapristi! Du mußt Dich nicht um untreuen lassen. Und wenn sie zehnmal Dein Bild schlecht aufhängen, es ist und bleibt ein treffliches Bild! Na ja, ich weiß, Du hast was Anderes, Größeres erträumt. Aber was, Rudolf, Du lebst ja. Du wirst es später schaffen. . . .“

Und, Schau Dich um, Du solltest stolz sein, denn Du bist der eigentliche Triumphtor dieses „Solons“. Es ist nicht allein Jagerolle, der Dich plündern; alle machen Dir's nach. Du hast sie alle revolutioniert mit Deinem „Main air“, aber das so viel gelacht worden. Da sich, da ist noch ein „Main air“, da noch eins, und da, und das da drüben, überall, wo man hinsieht!“

Sandoy wies mit der Hand die Wände entlang. Er hatte recht: es war nicht geworden in der Malerei. Die alten prächtigen Ausstellungen hatten einem frischen, frühlingshaften „Solon“ Platz gemacht. Die Morgenröthe, welche einst im „Salon der Zurückgewiesenen“ aufgegangen, überstrahlte heute alle Wände, verjüngte alle Bilder mit einer zart verschimmenden, in tausend lichten Schattierungen schimmernden Helle. Überall leuchtete das neue bläuliche Licht; selbst die Porträts, selbst die dem Format und Charakter historischer Darstellungen sich nähernden Gemälder waren davon durchdringt. Die alten akademischen Sujets aber waren verschwunden, als habe die neue Doktrin dies Volk der Schatten vertrieben. Die phantastischen Kompositionen waren seltener geworden, die Reichenmachereien der Mythologie und des Aethologismus, die glanzbesetzten Legenden und lebensarmen Jodeln, der ganze Krampf der Akademie, der Generationen von Dummköpfen und spekulativen Pharisäern in ungeheuren Variationen erschöpft, sie lebten nicht mehr. Und selbst bei den alten Nachzählern, den graubärtigen Meistern, war der Einfluß des Neuen erkennbar; ein Stachel Sonnenlicht, schien es, hatte ihre Palette bestrahlt. Bei jedem Schritt sah man aus der Ferne eine Weinwand die Wasser durchfließen, wie wenn ein Fenster sich öffnet in's Freie hinaus. Bald werden die Wände fallen, im hellen Taglicht strömt die Natur herein; denn die Dämonie ist weit, der jugendliche Ansturm hat die Routine gelöst.

„O, Dein Rufm bleibt unanfechtbar, Alter.“

„Die Kunst der Zukunft ist Dein Werk, und all die Anderen haben von Dir gelernt.“

Jetzt öffnete Claudius endlich den Mund, indem er borsich erwiderte:

„Was scheert mich, was die Anderen gelernt haben, wenn ich selbst nichts geworden bin! . . . Es war zu schwer für mich, hast Du, das ist's, was mich so niederdrückt.“

Er schwieg wieder. Nur in einem dumpfen Seufzer klang sein Leid aus, daß er nur im Stande gewesen, eine neue Formel zu erfinden und nicht auch das schöpferische Genie war, welches dieselbe derweil; daß er einen Gedanken ausgestreut, und ihm keine Gestalt verliehen; daß er als unzulieferer Vorläufer dahingegangen, während Andere, geschickte Schnellarbeiter die neue Kunst mit ihrer halbverworfenen Macht einwürdigten, ehe er selbst oder ein Anderer die Kraft gehabt, ihr in einem Meisterwerk, als Werkstein am Ende dieses Jahrhunderts, ein Denkmal zu setzen.

Sandoy protestierte, tröstete ihn mit der Zukunft. Dann, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, rief er, als sie den Hauptsalon durchschritten:

„O, sieh doch die Töne in blau vor dem Portrait dort! Welchen Schlag die Natur zuweilen der Kunst verleiht! Guck dich Du Licht, als wir auf früheren Ausstellungen das Publikum, die Toiletten, das Leben der Säle betrachteten, hielt nicht ein einziges Bild daneben stand. Und heute giebt's schon manche Weinwand, deren Farben die Annäherung der bunten Massen vertragen. Ich habe sogar da drüben eine Landschaft gesehen, deren zu gelbe Tönung vollständig die Toiletten der daneben stehenden Damen vergrünete.“

Aber Claudius fiel ihm mit einer ängstlichen Geberde in die Rede:

„Ich bitte Dich, führe mich fort von hier, ich halte es nicht mehr aus!“

„Die Kunst der Zukunft ist Dein Werk, und all die Anderen haben von Dir gelernt.“

Jetzt öffnete Claudius endlich den Mund, indem er borsich erwiderte:

„Was scheert mich, was die Anderen gelernt haben, wenn ich selbst nichts geworden bin! . . . Es war zu schwer für mich, hast Du, das ist's, was mich so niederdrückt.“

Er schwieg wieder. Nur in einem dumpfen Seufzer klang sein Leid aus, daß er nur im Stande gewesen, eine neue Formel zu erfinden und nicht auch das schöpferische Genie war, welches dieselbe derweil; daß er einen Gedanken ausgestreut, und ihm keine Gestalt verliehen; daß er als unzulieferer Vorläufer dahingegangen, während Andere, geschickte Schnellarbeiter die neue Kunst mit ihrer halbverworfenen Macht einwürdigten, ehe er selbst oder ein Anderer die Kraft gehabt, ihr in einem Meisterwerk, als Werkstein am Ende dieses Jahrhunderts, ein Denkmal zu setzen.

Sandoy protestierte, tröstete ihn mit der Zukunft. Dann, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, rief er, als sie den Hauptsalon durchschritten:

„O, sieh doch die Töne in blau vor dem Portrait dort! Welchen Schlag die Natur zuweilen der Kunst verleiht! Guck dich Du Licht, als wir auf früheren Ausstellungen das Publikum, die Toiletten, das Leben der Säle betrachteten, hielt nicht ein einziges Bild daneben stand. Und heute giebt's schon manche Weinwand, deren Farben die Annäherung der bunten Massen vertragen. Ich habe sogar da drüben eine Landschaft gesehen, deren zu gelbe Tönung vollständig die Toiletten der daneben stehenden Damen vergrünete.“

Aber Claudius fiel ihm mit einer ängstlichen Geberde in die Rede:

„Ich bitte Dich, führe mich fort von hier, ich halte es nicht mehr aus!“

Unter den hohen Eisenbüchsen grenzten braune Satze-Draperien den niedrigen tiefen Raum ab; zwei Dreifuße standen in dem halbmondförmigen Hintergrund; während weiter vorn, an den beiden rechts und links placierten Rassen, zwei Damen, eine blonde und eine braune, mit milchweißem Blick das Treiben überwachten. Aus der düstern Tiefe dieses kühlerartigen Winkels aber quoll ein Gewirr von kleinen Marmorstatuen, ein wüdes Durcheinander von Stühlen bis in den Garten hinaus unter die bleiche Hülle des Glanzlichts.

Entlich sah Sandoy zwei Herren sich erheben, er stürzte hinzu und eroberte den frei gewordenen Platz.

„Teufel, da sitzen wir wenigstens. . . Was willst Du essen?“

Claudius zuckte mit den Achseln. Nebenbei das Kräftchen war schlecht: Spargel, welche nach der Serviette schmecken, zu weich gekochte Haveln, vertrocknetes Filet. Dabei mußte man sich diese elende Kost heimlich erkämpfen; denn die Kellner verloren in dem Gedränge den Kopf, standen ratlos in den Gängen, welche die ewig rüdenden Stühle immer mehr verengten und schließlich verstopften. Hinter dem Vorhänge vernahm man ein Klirren von Tellern und Töpfen: dort auf dem Sande war die Küche eingerichtet, gleich jenen lotholenden Defen der Jahrmärkte, die mitten auf der Straße brodeln und braten.

Sandoy und Claudius fanden sich zwischen zwei Gesellschaften eingeklemmt, deren Umläufen bald ihren Tisch bestrichen. Auf einem Stücken ward ihnen verordnet zu speisen, und jedesmal wenn ein Kellner vorüberging, versetzte er ihren Stühlen einen heftigen Stoß. Doch diese Raumbeschränktheit, sowie die schlechte Küche erheiterten die Versammlung; von Tisch zu Tisch wurde über die verordneten Gerichte geredet; das gemeinsame Wüßgeschick stellte eine gemüthliche Familiarität her. Unbekannte knüpften Gespräche mit einander an,